

Feature

Shintō - Kult und Gestalt einer Volksreligion

Dr. Ulrich Pauly, Tōkyō

Allgemeine Charakteristik

Der Shintō, die einheimische Religion der Japaner, entspricht in vielem der Volksreligion der alten Griechen, Römer und Germanen - ist jedoch im Unterschied zu dieser nicht untergegangen, sondern bis zum heutigen Tage lebendig geblieben.

Bis heute gibt es leider keine allgemein anerkannte Definition des Shintō. Für die Nationalisten vor dem Zweiten Weltkrieg war er die seit dem Götterzeitalter existierende Moral des japanischen Volkes. Der japanische Religionswissenschaftler Sokyō Ono nennt den Shintō

"ein Amalgam von Haltungen, Ideen und Verhaltensweisen, das im Verlauf von über zwei Jahrtausenden zu einem integralen Bestandteil des Verhaltens (way) des japanischen Volkes geworden ist. Shintō ist daher sowohl ein persönlicher Glaube an die Gottheiten als auch eine Lebensweise der Gemeinschaft im Einklang mit den Wünschen der Götter, die sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelte, als verschiedene ethnische und kulturelle Einflüsse, sowohl einheimischer als auch ausländischer/fremder Natur miteinander verschmolzen und das Land unter der Herrschaft der kaiserlichen Familie geeint wurde".
(in: *Shinto. The Kami Way*; Rutland/Tōkyō 1962; S.3-4)

Der Shintō besitzt keinen Religionsstifter, hat keine heiligen Schriften und kein festgeschriebenes Lehrsystem. Die Aufgabe der erst im 8. Jahrhundert schriftlich niedergelegten mythologischen Geschichtswerke *Kojiki* und *Nihongi* (712 bzw. 720), die oft als "heilige Schriften" des Shintō bezeichnet werden, war es vor allem, die Abstammung des Kaiserhauses von der Sonnengottheit zu beweisen, um so die Stellung des Tennō zu stärken. Ursprünglich hatte der Shintō nicht einmal einen Namen. Der Begriff "Shintō" (chin. *shen dao*), den man mit "Weg der Gottheiten" übersetzen kann, setzt sich aus den beiden chinesischen Schriftzeichen *shen* (jap. *shin, kami*) = göttliches Wesen, Natur, unergründliche geistige Kraft, und *dao* (jap. *dō, michi*) = Weg, Pfad, Lehre zusammen. *Shen dao*, das sich schon im *Yijing* in der Bedeutung "Walten des Himmels, göttlicher Weg" findet, taucht in Japan erstmals im 720 verfaßten Geschichtswerk *Nihongi* als Bezeichnung der nur sehr lose organisierten einheimischen religiösen Tradition auf, die wir heute zusammenfassend "Shintō" nennen.

Die Mythologie des Shintō erhebt keinen Anspruch darauf, Offenbarung irgendeiner Gottheit zu sein. Immerhin liefern uns die Mythen Hinweise auf die Jenseitsvorstellungen und einige der ältesten religiösen Vorstellungen der Japaner aus der Zeit vor der Einigung des Reiches. Sie zeichnen das kosmologische Bild eines dreidimensionalen Universums, das sich aus *takama ga hara* (Hohes Himmelsgefilde), *utsushi yo* (Irdische Erscheinungswelt) und *yomotsu kuni* (Unterwelt) zusammensetzt. Die Trennungslinie zwischen diesen drei Welten ist nicht scharf gezogen. Unter gewissen Umständen ist es durchaus möglich, zwischen der Welt der Gottheiten, der der Natur und der Menschen sowie der der Toten hin und her zu pendeln.

Eine wichtige Stellung in der Mythologie des Shintō nimmt die Vorstellung von Götterpaaren ein, die als Urpaare die Schöpfung Japans und seiner Bewohner bewirkt haben. Diese Vorstellung von Urpaaren, bei denen es sich oft um Bruder und Schwester handelt, ist aber keineswegs nur auf Japan beschränkt, man kennt sie darüber hinaus im gesamten Pazifikraum.

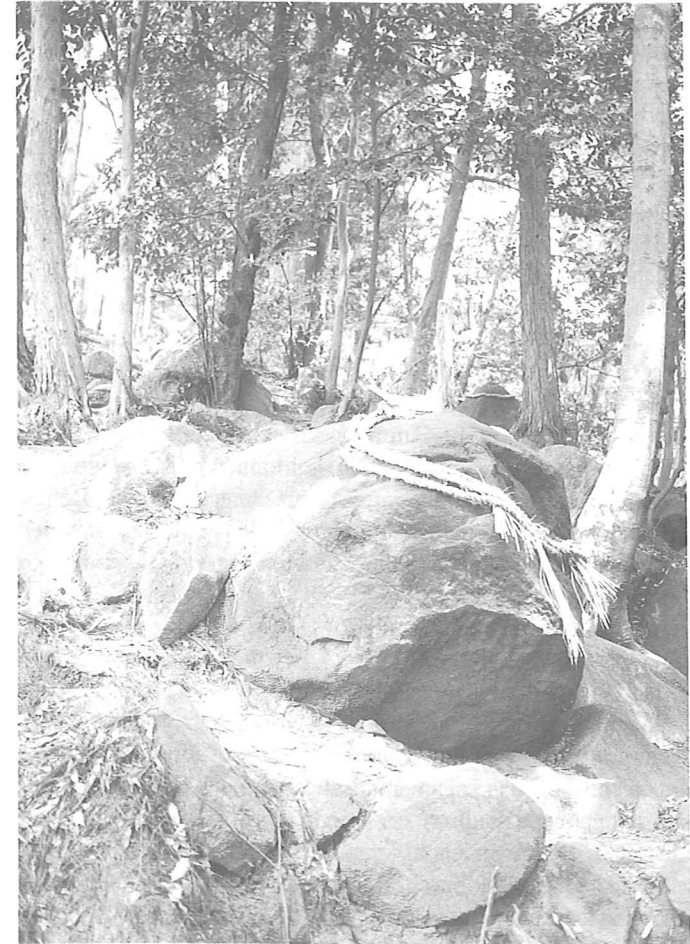
Der Zentralbegriff des Shintō ist das Wort *kami*. Der Begriff bezeichnet alles, was religiös verehrungswürdig ist. Er bezieht sich keineswegs nur auf antropomorph gedachte Götter, wie wir sie im griechisch-römischen und im judäo-christlichen Kulturkreis kennen. Alle Wesen, alle Objekte, denen besondere Qualitäten zugemessen werden, können *kami* sein. Bei den Menschen galt der Tennō bis Neujahr 1946 als "lebende Gottheit", die verstorbenen Familienmitglieder verehrt man auch heute noch auf dem Hausaltar als *kami*, und im Yasukuni-Schrein in Tōkyō werden alle Gefallenen des Weltkrieges als *kami* verehrt. Daß man dazu auch die nach dem Krieg als Kriegsverbrecher hingerichteten Führer des Landes zählt, gibt immer wieder Anlaß zu Protesten des asiatischen Auslands und zu heftigen politischen Diskussionen in Japan.

Obschon die Ursprünge des Shintō weitgehend im Halbdunkel der Vor- und Frühgeschichte liegen, lassen sich doch deutlich die verschiedenen Elemente erkennen, aus deren Verschmelzung dieser nationale Götterkult der Japaner entstanden ist.

Naturkult

In seinen Anfängen war der Shintō wahrscheinlich vor allem eine animistische Naturreligion. Den alten Japanern galt alles, was irgendwie Staunen erweckte - sei es leblos oder beseelt, Mensch oder Tier - als Gegenstand der Scheu und religiösen Verehrung. Unter den Objekten solch religiöser Verehrung spielte früh die Sonne eine wichtige Rolle. Starken Eindruck machten aber auch der Mond sowie Blitz, Donner, Sturm, Wind und Regen. Große Ehrfurcht bezeugte man ferner den Bergen, vor allem den in Japan zahlreichen Vulkanen, die ihre Kraft, ihr "Mana", für jedermann sichtbar und spürbar dokumentierten. Mit Scheu betrachtete man auch Wasserfälle und Flüsse. Der Wasserfall von Nachi etwa, der mit 130 m der höchste Wasserfall Japans ist, gilt als Sitz einer Gottheit, die noch heute verehrt wird. Heilig war natürlich auch der Erdboden, der die Nahrung gebär, sowie die Nahrungspflanzen selbst, besonders der Reis. Desgleichen uralte ist die Verehrung von Bäumen und Wäldern, ohne die noch heute kein Shintō-Schrein denkbar ist. Doppelstämmige, aus einer Wurzel gewachsene Bäume gelten als Symbol für die männliche und weibliche Schöpfungskraft und werden noch immer als Liebes- und Ehegottheiten verehrt. Auch doppelgipflige Berge und aus

dem Meer ragende Felsenpaare, wie z.B. die bekannte Felsgruppe bei Futamigaura (Ise), gelten als Fruchtbarkeit bringende Ehegottheiten und sind durch ein Strohseil (*shimenawa*) als heiliger Bezirk gekennzeichnet.



Götterfelsensitz (*iwakura*) in der Präfektur Nara. Er ist durch ein Bannseil als reiner Bezirk gekennzeichnet. (Foto: U.Pauly)

Bei den Tieren genossen vor allem Schlangen und Füchse Verehrung. Die teilweise mit dem Drachen verschmolzene Schlange sah man in mystischer Identität mit Bergen, Quellen, Seen und Flüssen als Regenbringer. Der Fuchs stand als Bote der Reisgottheit Inari mit dem Reis ebenso in Verbindung wie mit Spukgestalten. Unter anderem glaubte man, daß Füchse Menschen behexen.

Die alten Japaner schätzten die Natur eher, als daß sie sie fürchteten. Natur und Gottheiten flossen ihnen ineinander. Schon die besondere Form eines Felsens am Wegrand oder die Gestalt eines Baumes ließ in ihnen den Gedanken an eine göttliche Anwesenheit darin aufkommen.

Neben der Fruchtbarkeit von Feld und Flur spielt im Shintō auch die menschliche Zeugungskraft eine große Rolle. Wo etwa der Zufall Bäumen oder Steinen die Form der menschlichen Geschlechtsorgane verliehen hatte, erkannte man das Wirken göttlicher Kräfte. Phallische Symbole verwandte man sowohl als Fruchtbarkeitszauber, um Kindersegen oder eine reiche Ernte zu bewirken, als auch zur Abwehr böser Mächte und Krankheiten. Wie die Hermen im alten Griechenland standen sie daher in Japan früher oft an Wegkreuzungen, an Feldrainen oder an Gebirgspässen. Es ist kaum übertrieben, wenn man den Shintō als eine Religion der "Schöpfungswonne" bezeichnet, um ihn deutlich von den eher leib- und lustfeindlichen Religionen Judentum, Christentum und Islam abzugrenzen.

Geisterkult

Eine wichtige Rolle spielt im Shintō auch der Geisterkult oder, wie ich es hier nennen möchte, das schamanistische Element. Der Schamanismus ist eine naturgebundene, magisch orientierte Form der Religiosität, die u.a. von sibirischen Stämmen nach Japan gelangte: Der Schamane oder die Schamanin versetzt sich durch Rauschmittel, Tanz, sinnbetäubenden Lärm oder sonstige Mittel der Selbsthypnose in einen ekstatischen Zustand und tritt dann mit Geistern aller Art in Verbindung.

Der Schamane - in Japan waren und sind es häufig Schamaninnen - vermag durch seine Verbindung mit den Geistern Krankheiten zu heilen,

Regen herbeizuführen oder in Trance weiszusagen. Er oder sie geleitet auch die Seelen der Verstorbenen ins Jenseits und war früher möglicherweise einmal die wichtigste Kult- und Bezugsperson der Gesellschaft. Einen Nachklang hiervon findet man u.a. noch heute in der Rolle der Frauen in den sogenannten Neuen Religionen Japans.

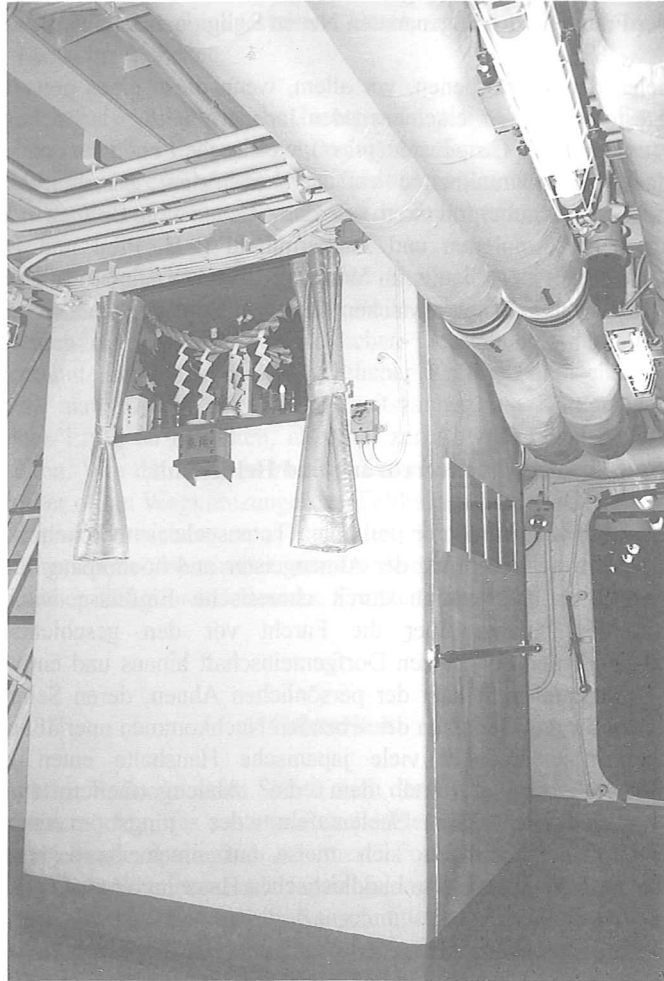
Die Seelen der Verstorbenen, vor allem, wenn diese eines gewaltsamen Todes gestorben waren, erschienen den Japanern häufig als Rachegeister, Teufel (*oni*) oder als Gespenster (*yūrei*), welche die Lebenden erschrecken und Unheil und Krankheiten auf sie herabrufen. Zu ihrer Abwehr verwendet man Zauberpraktiken wie das Streuen von Bohnen oder das Anbringen von Amuletten und Zaubermitteln (z.B. Pfeil und Bogen). Daneben existiert der Glaube an Wächter-, Toten-, Ahnen- und sonstige Geister, die jahreszeitlich zwischen den Welten der Lebenden und der Toten hin und her pendeln.

Ahnenverehrung und Heldenkult

Aus der primitiven Scheu vor unruhigen Totenseelen entwickelte sich im Laufe der Zeit die Verehrung der Ahnengeister und noch später dann die der Ahnengötter. Vermutlich durch chinesische Einflüsse wuchs der Totenkult der Japaner über die Furcht vor den geschichts- und gesichtslosen Toten der ganzen Dorfgemeinschaft hinaus und entwickelte sich im Mittelalter zum Kult der persönlichen Ahnen, deren Schutz und Wohlwollen für das Gedeihen der lebenden Nachkommen unerlässlich war. Noch heute haben daher viele japanische Haushalte einen kleinen Göttersims (*kamidana*), auf dem die Ahnengottheiten (*ujigami*) eingeschreint sind. Die Seelentafeln der jüngst verstorbenen Familienmitglieder befinden sich meist auf einem separaten Sims (*tamashirodana*) oder auf dem buddhistischen Hausaltar (*butsudan*).

Über die persönlichen Ahnen erhoben sich als Schutzgottheiten der Gemeinschaft im Altertum bald die Ahnen der herrschenden Familien sowie verstorbene Stammeshäuptlinge und Helden. Daß dies aber nicht nur

eine Erscheinung der fernen Vergangenheit ist, zeigt (neben dem oben schon erwähnten Yasukuni-Schrein) etwa die Tatsache, daß Admiral Tōgō,



Göttersims (*kamidana*) vor der Mannschaftsmesse an Bord des Hubschrauberzerstörers Yugiri.
(Foto: U. Pauly)

der Sieger der berühmten Seeschlacht von Tsushima (Mai 1905), noch heute im Tōgō-Schrein in Tōkyō als Gottheit verehrt wird.



Opfergaben im Meeres-Schrein des Tōgō-Schreins. Hier sind die Seelentafeln (Totentafeln) der
gefallenen Marineangehörigen eingeschreint.
(Foto: U. Pauly)

Tennō-Kult

In der Frühzeit, als Japan politisch noch nicht geeint war und von verschiedenen Clans und ihren Häuptlingen beherrscht wurde, waren die Vorfahren des heutigen Tennō-Hauses nur die Häuptlinge und zugleich Oberpriester (Schamanen) des Kultes der von ihrem Clan verehrten Sonnengottheit. Auch die Häuptlinge der anderen Clans - oder, wenn man sie so nennen will, die Könige der zahlreichen Kleinkönigreiche, die es damals in Japan gab - waren ebenso zugleich weltliches und geistliches Oberhaupt ihrer Untertanen.

Das Clanoberhaupt hat als Priester/Schamane zugleich den Schutz der Gottheiten für die Clanmitglieder zu erwirken. Nach altjapanischer Auffassung - wie auch nach altgriechischer oder altvorderorientalischer - wurzelt also die Tätigkeit des Herrschers direkt im Kult (*matsuri*), weshalb die Herrschertätigkeit in Japan im Altertum auch als "*maturigoto*" (Kultangelegenheit) bezeichnet wird.

Aus dem *Weizhi*, einer chinesischen Chronik aus dem Jahr 297 n. Chr., wissen wir, daß es in Japan damals mindestens dreißig verschiedene Clans oder Kleinkönigreiche gab und daß über eines dieser Königreiche, über Yamatai, eine Priesterkönigin, die Schamanin Himiko, herrschte. Irgendwann nach dem 4. Jahrhundert n. Chr. gelang es dann dem Clan der Sonnengottheit, die übrigen Clans zu einem losen Reichsverband mit dem Namen Yamato oder Yamatai zu einen. In diesem Reich hatte der Häuptling des Clans der Sonnengottheit anfangs kaum königliche Funktionen. Seine Stellung entsprach eher der eines Oberschamanen, eines Hohepriesters aller im Reichsverband lose zusammengeschlossenen Clans.

Er vertrat die Clans bei den religiösen Riten, vermittelte in Streitfällen und vertrat sie in allen Beziehungen mit dem Ausland. Erst unter dem Einfluß von Konfuzianismus und chinesischer Staatslehre vollzog sich im 7. Jahrhundert dann die Umwandlung des Staates in eine zentralistisch organisierte Monarchie. Es kam zur Ausbildung des japanischen Gottkaisertums (Tennō = himmlischer Herrscher).

Seine geistliche Würde blieb dem Kaiser über die Jahrhunderte erhalten, auch als die politische Macht in die Hände des Hof- und später in die des Schwertadels überging. Erst am Neujahrstag 1946 erklärte der Tennō auf Druck der USA, er sei "keine lebende Gottheit" (*Tennō akitsumikami ni arazu*), worauf das Kabinett jedoch relativierend ergänzte, das japanische Volk blicke weiter auf den Kaiser wie auf den Mittelpunkt seiner Anbetung. Bis heute ist der Tennō das Oberhaupt des Shintō.

Weltbild und Ethik

Das Weltbild des Shintō ist optimistisch und lebensbejahend. Es gibt keine Sünde und erst recht natürlich keine Erbsünde. Der Mensch gilt als von Anfang an rein und unschuldig. Die Güte der diesseitigen Welt wird ohne eine Empfindung für Sündenfall und Verderbtheit bejaht.

Am ehesten kommt unserer christlichen Sündenvorstellung die japanisch-shintōistische Vorstellung der Unreinheit nahe. Jeder Verstoß gegen die von den Gottheiten gesetzte Ordnung - auch wenn er ohne eigenes Verschulden erfolgt oder gar ohne jedes eigene Handeln - bewirkt rituelle Unreinheit (*tsumi* = Unheil). Diese gilt aber stets als etwas sekundär (ohne eigenes Verschulden) Zugewachsenes. (Vergl. hierzu Norbert Adami: *Verantwortung in Japan - gibt es das?*, in: Münchner japanischer Anzeiger vol.1/2 1992; S.21-30)

Sämtliche als Verunreinigungen aufgefaßten Übertretungen der von Göttern oder Priestern aufgestellten Tabus wurden im Altertum in himmlische und irdische Vergehen (*tsumi*) eingeteilt. Das 905 abgefaßte Zeremonialwerk *Engishiki* nennt u.a. folgende irdische Verfehlungen: Schneiden der lebendigen Haut, Schneiden der toten Haut, Albinismus, Unzucht mit der Stieftochter oder Schwiegermutter, Blutschande zwischen Mutter und Sohn, Vater und Tochter, Beischlaf mit Tieren und Blitzschlag. An himmlischen Sünden nennt es u.a.: Durchbrechen der Dämme zwischen den Reisfeldern, Verstopfen der Wasser zuleitenden Gräben, Aufziehen von Schleusen, Übersäen der Saat mit Unkraut sowie das Ausscheiden von Exkrementen an heiligen Orten. Während die irdischen Verfehlungen leicht durch rituelle Reinigung mechanisch beseitigt werden können, werden die himmlischen zum Teil schwer bestraft.

Daß Unfugsvergehen an Reisfeldern, die die Ernährung der Gemeinde gefährden, als "himmlische Verfehlungen" bezeichnet werden, beweist, wie stark der Shintō auf das Gemeinwohl gerichtet war. Der Religionssoziologe Gustav Mensching hat den Shintō daher als die "Religion der numinosen Staats- und Familiengemeinschaft" bezeichnet. (in: *Die Religion. Erscheinungsformen, Strukturtypen, Lebensgesetze*; Stuttgart 1959; S.48)

Wie in anderen Volksreligionen gab es auch im Shintō bis zum Ende des 2. Weltkrieges Gut und Böse noch nicht als das absolute, allgemein gültige Gute und Böse. Gut und Böse waren relativ, d.h. gut bzw. böse war ausschließlich das für das eigene Volk und dessen Wohlergehen Wertvolle bzw. Schädliche. Der Volksfremde hat in der Volksreligion keinen Anspruch auf freundliches Verhalten. Das heißt natürlich nicht, daß er nicht unter Umständen dennoch durchaus freundlich behandelt wird, aber eine irgendwie geartete Verpflichtung dazu gibt es nicht. Hier liegt der wesentliche Unterschied zu den Universalreligionen Buddhismus, Christentum und Islam, die eine die Stammes- und Volksgrenzen transzendierende universale Moral postulieren, derzufolge eben nicht nur der Stammesangehörige oder Volksgenosse, sondern ebenso auch der Fremde, der Ausländer einen Anspruch auf eine menschenwürdige und freundliche Behandlung hat.

Der Shintō kennt ferner - wie alle Volksreligionen - nur eine Gemeinschaftsethik, die Verbrechen gegen die staatliche Gemeinschaft stärker ahndet als solche gegen das Leben und den Leib Einzelner. Im Unterschied zu China steht in Japan daher neben der Familienpietät als höchste Pflicht die Unterwerfung des Einzelnen unter den vom Kaiser gelenkten Staat. Wie in Israel, wo man am Versöhnungstag die Schuld des Volkes dem Sündenbock auflud (Levit. 16,20-22), damit dieser die Schuld in die Wüste trage, kannte man bis in die jüngste Vergangenheit auch in Japan das Kollektivbewußtsein des durch Verfehlungen Belastetseins des Volkes. Zu den nationalen Funktionen des Shintō gehörte es daher, zweimal jährlich im sogenannten Gebet der großen Reinigung das ganze Volk zu entschulden.

Kultstätten im Shintō

Im frühen Shintō fanden die Kulthandlungen gleichsam stets "vor Ort" statt, d.h. die Verehrung der Ahnen vollzog man im Hause oder an der Grabstätte, und die Naturgewalten verehrte man, wo sie vorkamen, an einem Baum, einem heiligen Hain, an der Küste oder vor einem Fels oder Berg.

Die Frühform der Kultstätte war einmal das *himorogi* (*shiki*), ein durch Bannseile (*shimenawa*) aus Reisstroh abgegrenztes Stück "reines Land"

mit einem *sakaki*-Zweig oder einem immergrünen Baum in der Mitte, an dem oft Streifen aus Bast oder Hanfstränge aufgehängt waren. Die zweite Art der frühen Shintō-Kultstätte war das *iwasaka* (Felshügel; auch *iwakura* genannt), ein mit heiligen Felsen oder Steinen begrenztes Stück reinen Landes. Daneben errichtete man temporäre Kultstätten auch an den den *kami* geweihten Naßreisfeldern, wo man die Reisfeldgottheit empfing, die im Frühjahr aus den Bergen herabstieg, um sich während der Wachstumsperiode um die Feldfrucht zu kümmern. Im Herbst, nach der Ernte, wird diese nur zu Besuch gekommene Gottheit des Reisfeldes dann wieder verabschiedet und kehrt für den Winter in das Gebirge zurück, wo sie dann bis zum nächsten Frühjahr als Berggottheit lebt.

Oben wurde bereits darauf hingewiesen, daß in früherer Zeit der Palast des Häuptlings bzw. Tennō zugleich als Kultstätte der *kami* des Clans diente. Erst der 10. Tennō, Sujin (219-249 n. Chr.), ließ, von der Anwesenheit der *kami* beunruhigt, in Kasanui ein *himorogi* für die Sonnengöttin errichten, wo eine seiner Töchter als Großpriesterin mit deren Kult betraut wurde. Sein Nachfolger Suinin, der 11. Tennō (259-295 n. Chr.), soll das Heiligtum dann nach Ise verlegt und dort aus verschiedenen Bauten seines Palastes das erste ständige Shintō-Heiligtum errichtet haben. Die aus edlem Zedern- und Zypressenholz (*sugi* und *hinoki*) errichtete Anlage von 65 Bauten wird alle 20 Jahre abgetragen und erinnert damit an das Werden und Vergehen in der Natur. Das Holz der alten Schreinbauten wird seit alters für Amulette, zum Bau von Hausaltären (Göttersimsen, *kamidana*) sowie als geweihtes Baumaterial zur Errichtung kleinerer Schreine verwendet. Mit seinen seit dem Altertum immer wieder exakt nach dem Vorbild der 20 Jahre alten Gebäude neu errichteten Bauten des Ise-Schreins hat sich uns ein einmaliges Beispiel der Palastarchitektur des alten Japan vor dem Einströmen starker buddhistischer und koreanisch-chinesischer Einflüsse erhalten.

Auf die Herkunft des Shintō-Schreines aus der Palastarchitektur weist heute noch der Name *miya*, d.h. "vornehmes Haus", "Palast" hin. Der heute verbreitetere Name *jinja* (Götterschrein), der sich aus den Schriftzeichen für *kami* (Gottheit) und *yashiro* (Schrein, Tempel) herleitet, spielt eher auf die alte Einfriedung an und ist jüngeren Datums.

Der Schrein

Den Zugang zu einem Shintō-Schrein markieren immer ein oder mehrere die *via sacra* überspannende Schreintore (*torii*). Während die buddhistischen Tempeltore leicht daran zu erkennen sind, daß sie im Grunde ein mit einem Dach versehenes Torgebäude sind, bestehen die Tore der Shintō-Schreine meist nur aus zwei senkrechten Pfosten, auf denen oben zwei beidseits überstehende Querbalken aufliegen. Das mit dem Bannseil geschmückte Schreintor markiert die Grenze zwischen der profanen Welt und dem reinen, heiligen Bezirk.

Den Zugang zum heiligen Bezirk bewachen zwei Wächterlöwen oder Wächterhunde, die *koma inu* (koreanische Hunde) genannt werden. Bei den der Reisgottheit Inari geweihten Schreinen findet man statt dessen auch zwei Füchse, die als Boten der Reisgottheit gelten.

Nach dem Betreten des Schreingeländes begibt man sich zuerst zum Ablutionspavillon (*temizuya*, *mi tarashi*) oder zu einem Brunnen, wo Schöpfkellen für die rituelle Waschung der Hände und das Ausspülen des Mundes bereitliegen. Man tritt vor den Brunnen, verbeugt sich, schöpft Wasser zum Reinigen der Hände, füllt dann Wasser in die hohle Hand, führt diese zum Mund und reinigt diesen mit dem Wasser, welches man danach ausspuckt.

Vor oder neben der Opfer- und Kulthalle des Schreines befindet sich meist das Schreinamt und ein Stand, an dem gegen eine Spende Amulette angeboten werden. Kaufen kann man diese Amulette genau genommen nicht, sondern man erhält sie vom Schrein als Gegengabe für eine Spende in festgesetzter Höhe. In jedem Schreingelände befindet sich auch ein großer Opferstock. Da die Schreine seit dem 2. Weltkrieg keine Steuergelder mehr erhalten, sind sie für ihren Unterhalt allein auf den Handel mit Amuletten und Orakelzettelchen, die Gebühren aus Exorzismen und den Inhalt des Opferstockes angewiesen.

Bei größeren Schreinen gibt es häufig eine eigene Opferhalle (*heiden*), in der der Opferstock aufgestellt ist. Darüber hängt dann meistens ein Gong

oder eine Glocke, die man läutet, um die Geister zu vertreiben bzw. um der Gottheit seine Anwesenheit anzukündigen. Nach dem Läuten wirft man seinen Obolus in den Opferstock, verbeugt sich zweimal tief, klatscht zweimal in die Hände und verbeugt sich dann ein drittes Mal.



Der Kamosu-Schrein (Präfektur Shimane) mit der erhöht gebauten Haupthalle, in der der "Leib der Gottheit" eingeschreint ist.
(Foto: U. Pauly)

Hinter dem Opferstock bzw. der Opferhalle befindet sich die Haupthalle (*honden*) des Schreines, die auch Halle der Gottheit(en) (*shinden*) genannt wird. In dieser befindet sich in einem leicht erhöht gebauten Teil das Allerheiligste, das nur vom Oberpriester betreten werden darf. Im Allerheiligsten ist das *shintai*, der "Leib der Gottheit", eingeschreint, der durch Vorhänge profanen Blicken entzogen bleibt. Der Gottesleib, das Symbol der im Schrein verehrten Gottheit, ist zudem in Brokat

eingewickelt und ruht in einem Weidenholzkasten. Häufig stellt ein Spiegel diesen Gottesleib dar. Bei den in vielen Shintō-Schreinen sichtbaren Spiegeln handelt es sich allerdings nie um den Gottesleib, da dieser - wie gerade gesagt - in der Regel für die Gläubigen nicht sichtbar aufbewahrt wird. Die sichtbaren Spiegel symbolisieren den reinen Geist der Gottheit, gelten aber nicht wie ein Gottesleib als materielle Vergegenwärtigung der Gottheit. Neben Spiegeln können aber auch Steine, Waffen oder sogar ein Berg als Gottesleib gelten.

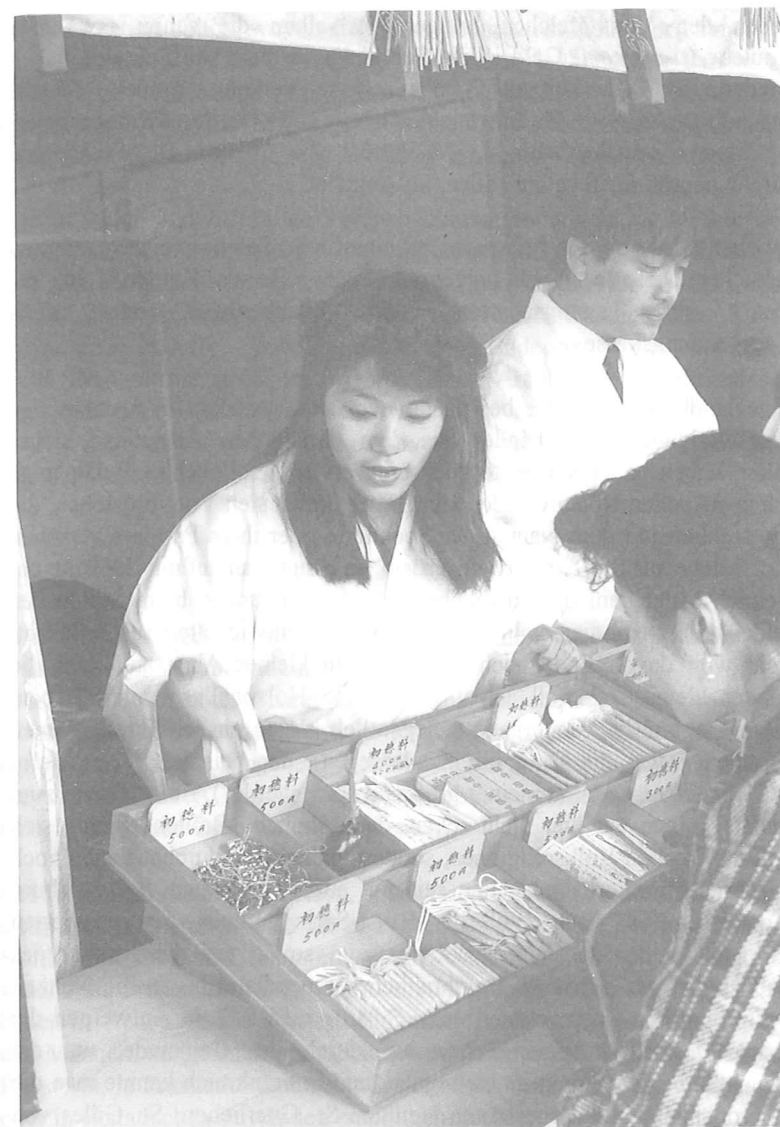
Die größte Halle eines Shintō-Schreines ist in der Regel die Kulthalle (*haiden*, Gebetshalle), in der die Gebete rezitiert und die Opfergaben niedergelegt werden. Hier werden auch rituelle Reinigungen und Exorzismen vollzogen.

Ein großer Teil der auf dem Schreingelände befindlichen Objekte ist gestiftet und trägt deutlich sichtbar den Namen des jeweiligen Spenders. Votivwaffen wie Schwerter, Hellebarden und Schilde symbolisieren dabei die Macht des *kami*.

Um die Priester (*kannushi*) und Schreinjungfrauen (*miko*) ein wenig zu entlasten, kann man Orakelzettelchen (*o-mikuji*; wörtl. Götterlos) in den meisten Schreinen schon an Automaten ziehen.

Ist man mit der Weissagung auf dem Zettelchen zufrieden, hängt man es an einen Baum oder an ein hierfür bestimmtes Gestell im Schreingelände, damit die Gottheiten dafür sorgen, daß die Weissagung auf dem Zettel in Erfüllung gehe. Ist die Weissagung schlecht, so hängt man den Zettel gleichfalls an einen Baum, aber mit der Bitte an die Gottheiten, daß sie einem ihren gnädigen Schutz gewähren mögen.

Einige Schreine halten sich heute noch ein Götterpferd, einen Schimmel, der daran erinnert, daß früher einmal Pferde geopfert wurden. Später ersetzte man die Pferde durch bildliche Darstellungen von Pferden auf hölzernen (Votiv-) Täfelchen, die bis heute *ema* (gemaltes Pferd) heißen. Einiges spricht dafür, daß in frühgeschichtlicher Zeit gelegentlich auch Menschen geopfert wurden; sichere Beweise gibt es dafür bis heute aber noch nicht.



Eine *miko* informiert eine Schreinbesucherin über das Angebot an Amuletten.
(Foto: U. Pauly)

Neben den Motivtäfelchen bringen vor allem die schon erwähnten Amulette (*o-mamori*) Geld in die Schreinkasse. Fast alle Schreine haben Amulette für Sicherheit auf Reisen und im Verkehr, Amulette für die Gesundheit, Amulette für eine leichte Geburt und - bei der "Examenshölle" in Japan verständlich - Amulette, die beim Bestehen von Aufnahmeprüfungen helfen sollen, im Angebot.

Daneben wird von den Schreinen oft eine breite Palette weiterer religiös-weltlicher Dienstleistungen angeboten, wie z.B. ein Kindergarten, ein Hotel, ein Tagungszentrum, ein Krankenhaus oder auch Weiterbildungskurse.

Viele ländliche Schreine, bei denen man sich vor dem inquisitorischen Auge verklemmter Ausländer aus dem christlichen Abendland sicher wähnt, haben bisweilen heute noch ein verstecktes Eckchen, wohin man sich in sexuellen Nöten wenden kann. Hier finden sich Motivbrüstchen, die gewissenhaft mit dem Namen der Spenderin oder ihres Partners versehen sind. Solche aus Stoff gefertigte Brüstchen hängt man auf mit der Bitte um reichlich Milch, um das Ausbleiben von Entzündungen beim Stillen des Kindes oder wenn man sich eine etwas stärker entwickelte Brust wünscht. Nicht weit davon findet sich vielleicht ein kleiner Altar, auf dem die Männer kleine, liebevoll selbst geschnitzte Holzphalli geopfert haben, wobei sie auf die Opfergabe gelegentlich sogar ehrlich ihren Namen schreiben sowie die Bitte um Kindersegen oder beispielsweise "*ōkiku narimasu yō ni*" ("damit meiner groß und stark werde"). Einen Grund zum Lächeln sollten wir hier nicht sehen, denn ähnliche Bräuche finden sich nicht nur in allen Volksreligionen, sondern haben sich durchaus auch noch im Christentum erhalten. Hier sei nur auf Großgemein bei Salzburg hingewiesen, wo noch 1968 der Brust-Springbrunnen der renovierten Madonna wieder in Gang gesetzt wurde, sowie auf die Relikte des Phalluskults, der sich auch im christlichen Abendland bis in die Neuzeit hinein munteren Zuspruchs erfreute. So trug man z.B. in Antwerpen die Vorhaut Christi in einer Prozession durch die Gemeinde, um die unfruchtbaren Frauen mit ihr zu segnen, und in Frankreich kannte man die mit großem Phallus dargestellten Heiligen St. Guerlichon, St. Gilles von Crotentin, St. René von Anjou und St. Guignolé, um nur einige Beispiele zu nennen. Die Darbringung von Modellen von Körperteilen ist bis heute

im Christentum üblich, wovon sich jeder überzeugen kann, der einmal die Motivgaben ansieht, die in manchen ländlichen katholischen Kirche zu sehen sind. Allerdings wurden (werden) Modelle des betroffenen Körperteils bei uns im "aufgeklärten Westen" meist erst dann dargebracht, wenn die erbetene Heilung oder Wirkung tatsächlich eingetreten ist.

Wie in vielen buddhistischen Tempeln Südostasiens geht es auch in den Shintō-Schreinen meist äußerst menschlich und locker zu. Mit Ausnahme der großen kaiserlichen Schreine findet man zumindest in fast allen dörflichen Schreinanlagen Ausflügler oder auch friedlich ihre Siesta haltende erschöpfte Werktätige. In den Badeorten kann man den Gottheiten getrost auch im *yukata* (einer Art bedingt straßenfähiger Hausrock oder Bademantel) seine Reverenz erweisen. Häufig ist das Schreingelände, auf dem ja kein Autoverkehr herrscht, auch ein beliebter Tummelplatz für die Jugend.

Kultpersonal

Zum Personal jedes größeren Shintō-Schreines gehören Männer und Frauen, Geistliche und Laien.

Jedem Besucher eines Schreines fallen die Schreinjungfrauen (*miko*) ins Auge, unverheiratete Mädchen oder junge Frauen, die Amulette anfertigen und gegen Spende abgeben, bei feierlichen Anlässen sakrale Tänze (*kagura*) aufführen und den Gläubigen bei verschiedenen Zeremonien *miki*, leicht süßen Opferwein, einschenken.

Früher mußten die *miko* abtreten, sobald sie mannbar wurden, doch heute sieht man gelegentlich auch ältere Frauen als *miko*. Ihre heutige Rolle im Shintō vermittelt nur noch einen schwachen Abglanz der Bedeutung, welche die Frauen im frühen Shinto einmal gespielt haben. In der Frühzeit haben in weiten Teilen Japans die Frauen, Schamaninnen, die heute von den Männern ausgeübten priesterlichen Funktionen erfüllt. Frauen konnten Priesterin, ja Priesterkönigin sein. Sie erteilten Orakel, die sie in Träumen oder in ekstatischen Zuständen empfingen, welche als "Besessenheit durch die Gottheit" (*kami gakari*) gedeutet wurden. Einiges deutet darauf hin, daß es auch die Hierogamie (sakrale Prostitution) gegeben hat: Die

Schamaninnen standen bei den religiösen Festen den Männern als *hitozuma*, als "Braut für eine Nacht" zur Verfügung, ganz ähnlich wie die Hierodulen, die wir aus der Bibel kennen.

Im Laufe des Altertums und Mittelalters haben die Männer die Frauen Japans dann Schritt für Schritt ihrer politischen, gesellschaftlichen und religiös-geistlichen Macht beraubt. Heute haben an fast allen Shintō-Schreinen daher die Männer, die *kannushi*, wie die Shintō-Priester genannt werden, das Sagen.

Shintō-Priester dürfen heiraten und können, wenn der Schrein sich im Besitz ihrer Familie befindet, ihr Amt an ihren Sohn, aber auch an ihre Tochter weitervererben.

Wie der Buddhismus und die christlichen Kirchen kennt auch der Shintō eine Hierarchie des Klerus und unterscheidet fünf Priesterränge (vor dem Kriege unterschied man noch acht Ränge). Den höchsten Rang einer *saishu* bekleidet die Oberpriesterin des Ise-Schreines, eine Prinzessin des Kaiserhauses. Den *gūji*-Rang hat der Oberpriester eines Schreines inne. Unter ihm gibt es den Rang des *gongūji* (Vize-Oberpriester), des *negi* (Priester), des *gonnegi* (Vizepriester) und des *shusshi* (Assistenzpriester). Daneben gibt es für verschiedene Arbeiten noch Hilfskräfte (*yatoi*), die zum Teil nur auf Zeit angestellt sind. So wie das *miko*-Amt heute oft von Studentinnen als Nebenjob ausgeübt wird, sind auch viele *yatoi* Studenten, die sich auf diese Weise nebenher etwas Geld verdienen.

Vor dem 2. Weltkrieg konnte jeder Sohn eines Priesters auch ohne eine geregelte theologische Ausbildung Priester werden. Heute bieten die Kokugakuin-Universität in Tōkyō, die Kōgakkan-Universität in Ise sowie verschiedene Provinz-Seminare Shintō-Priester aus. Eine Kurzausbildung in der Provinz, bei der man die Ausübung der Riten, die Durchführung der Feste und die korrekte Intonierung der liturgischen Gebete erlernt, dauert mindestens einen Monat. Damit kann man allerdings nicht zu höheren Rängen aufsteigen.

Shintō-Kult

Der Shintō ist, wie bereits gesagt, keine Religion mit logisch gegliedertem Lehr- und Ethik-System. Rituale und spontane religiöse Erfahrung gelten ihm mehr als Dogma oder formale Glaubensbekenntnisse. Er kann daher als eine Religion der gemeinsamen Teilnahme an traditionellen Riten und Festen im Rahmen des Schreines und der Familie bezeichnet werden.

Die Kulthandlungen des Shintō leiten sich in ihren Grundformen aus dem Mythos her, wie er im *Kojiki* (712) und im *Nihongi* (720) überliefert ist. Jeder Shintō-Gottesdienst setzt sich aus den folgenden vier Elementen zusammen: Rituelle Reinigung, Opfer, liturgisches Gebet und Opfermahl. Dazu können bei besonderen Anlässen als weitere Elemente noch Musik und Sakraltanz zur Unterhaltung der Gottheiten sowie die Divination, d.h. die Erforschung des Göttlichen Willens, hinzutreten.

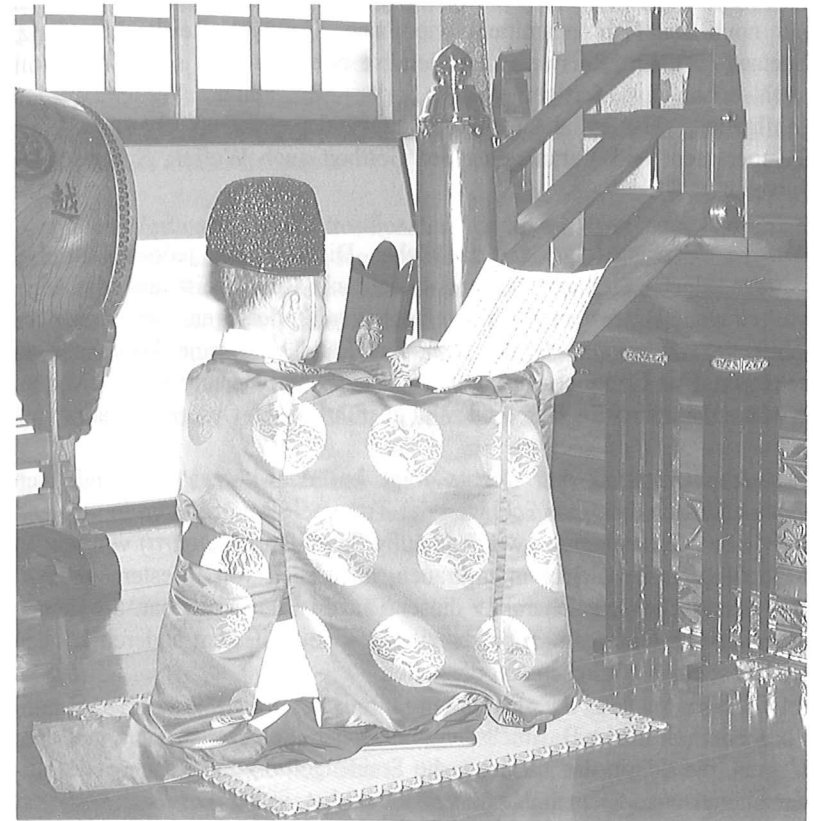
Eine zentrale Rolle kommt der kultischen Reinigung zu. So beginnt schon jeder Schreinbesuch mit der oben beschriebenen rituellen Waschung am Ablutions-Pavillon, und auch die Shintō-Priester müssen besondere Reinheitsregeln beachten. Blutende Menschen, menstruierende Frauen, Kranke und Sterbende haben das Gelände eines Shintō-Schreines grundsätzlich zu meiden, da dieses sonst rituell verunreinigt würde.

Eine wichtige Rolle spielt im Shintō-Kult auch das Opfer (*shinsen*). Die Darbringung der Opfergaben (*sonaemono*), die auf kleinen Holzgestellen (*sambō*) herbeigetragen und auf achtbeinige Tische (*yatsuashi*) im Sanktuarium gestellt werden, bildet den Kern des Gottesdienstes. Bei den Gottesdiensten beginnt der Priester mit einem kurzen Gebet vor dem Allerheiligsten, vor dessen den Gottesleib verhüllenden Vorhängen sich der Reinigungsstab und das *gohei* befinden. Dieses *gohei*, ein Stab aus dem Holz des dem Shintō heiligen *sakaki*-Baumes, von dem zickzackförmige Papierstreifen herunterhängen, gilt als Sitz der Gottheit oder als Symbol für die Anwesenheit der Gottheit.



Shintō-Priester mit *tamagushi*, einem als Opfergabe für die Gottheit vorgesehenen *sakaki*-Zweig.
(Foto: U. Pauly)

Der Priester oder auch ein entsprechend ausgebildeter Laie kann dann die (Ahnen-)Gottheit bitten, im *gohei* Platz zu nehmen, damit er sie um Rat und Hilfe fragen kann. Es ist dies wohl ein Relikt aus der schamanistischen Frühzeit des Shintō, wo der Schamane oder die Schamanin den Geist in die Trommel zu bannen vermochte, um sich seiner Hilfe zu vergewissern. Nach dem einleitenden Gebet und einem Grußwort an die Gottheit holt der Priester die bereitgestellten Opfergaben und baut sie auf dem Opferaltar auf, wobei er jede Opfergabe einzeln benennt und der Gottheit vorstellt.



Der Oberpriester des Tōgō-Schreins beim Rezitieren eines Ritualgebets (*norito*) während des Gottesdienstes (*sakutansai*).
(Foto: U. Pauly)

In der Frühzeit scheint es, wie schon bemerkt, in seltenen Fällen auch Menschenopfer gegeben zu haben, Bauopfer ("Menschenpfeiler", jap. *hitobashira*) in Brücken oder Burgfundamenten oder "Menschenzäune"

(*hitogaki*) um die Grabhügel verstorbener Angehöriger des Hochadels oder Kaiserhauses. Seit vielen Jahrhunderten bestehen die Opfergaben jedoch nur noch aus Nahrungsmitteln wie Fisch, Geflügel, Reiskuchen, Salz, Seetang, Wasser, Reiswein und Gemüse oder Früchten sowie heute oft auch schon aus fertigen Snacks oder Süßigkeiten. Weiter werden Stoffgaben, Hanfstränge, Papierstreifen dargebracht, aber je nach Temperament und Veranlagung der Gottheit auch Waffen, Spiegel oder Juwelen.

Auf die Opferung folgt dann das Gebet. Dieses nimmt jedoch eine eher untergeordnete Stellung ein und beschränkt sich meist auf die kurz vorgetragene Bitte, dem gläubigen Bittsteller Kindersegen, Genesung oder Ähnliches zu gewähren oder auch das Land und seine Bewohner zu schützen. Das Gebet beginnt immer mit einer Verweisung auf die Mythe, erwähnt dann kurz die Bitte und zählt ausführlich die Opfergaben auf.

Auf die Rezitation des Gebets folgt bei den kurzen morgendlichen Gottesdiensten dann das Schlagen der Trommel. Bei größeren Festen und feierlichen Gottesdiensten werden häufig Sakraltänze (*kagura*) von jungen Mädchen, Knaben, Schreinjungfrauen, aber auch von Priestern getanzt. Der ekstatische Grundcharakter dieser Tänze ist unverkennbar. Sie dienen einerseits als Opfergabe zur Erbauung der Gottheit, zum anderen können sie selbst einen göttlichen Akt darstellen

So wiederholt man z.B. rituell den mythischen, besessenen Tanz, mit dem Uzume, die Göttin des Lachens, die Sonnengöttin Amaterasu wieder aus der himmlischen Felsenhöhle hervorgehört hat, in die diese sich verärgert über die Streiche ihres unreifen Bruders Susanowo zurückgezogen hatte oder man ahmt rituell den ehelichen Verkehr des göttlichen Urgeschwisterpaares Izanagi und Izanami nach, mit dem dieses die japanischen Inseln sowie verschiedene Naturgottheiten gezeugt hat, um so den urzeitlich bewirkten Segen und die Abwehr der feindlichen Mächte zu wiederholen.

Der Sakraltanz gilt im Shintō auch als *medetashi*, d.h. als glückbringend; er reinigt die Luft und schafft dem göttlichen Wirken so freie Bahn.

Musikalisch untermalt werden die Tänze durch ein Orchester, das aus drei Trommeln, einer Syrinx sowie aus einem Flageolet und einer Querflöte besteht.

Zum Abschluß des Gottesdienstes werden die Opfergaben wieder abgetragen und ein achtmaliges Händeklatschen kündigt allen Teilnehmern das Ende des Gottesdienstes an.

Vor dem Verlassen des Gottesdienstes kommt es dann zum Opfermahl (*naorai*), zur symbolischen Kommunion. Die Gläubigen trinken einen Schluck geweihten Götterweines *miki*, der meist von einer *miko* ausgeschenkt wird. Anschließend ziehen sich die Priester mit einigen prominenten Gläubigen zurück, um beim Opfermahl die materiellen Reste der geopferten Speisen und Getränke zu verzehren, aus denen die Gottheit im Gottesdienst die geistige Essenz genossen hat.

In der Kulthalle selbst bleiben als Symbole für die Anwesenheit der Gottheit nur das *gohei* und der Reinigungsstab zurück.

Shintō - Der Geist Japans?

Zum Abschluß dieser kurzen Einführung möchte ich noch auf zwei Punkte eingehen, die mir wichtig erscheinen. Der erste ist die immer wieder aufgeworfene Frage, ob der Shintō überhaupt eine Religion sei. Um die Verfassungsklausel der Gewissensfreiheit zu umgehen und alle Japaner zur Teilnahme an den Riten des Shintō verpflichten zu können, erklärten die Nationalisten vor dem Zweiten Weltkrieg kurz und bündig, der Shintō sei weniger eine Religion als vielmehr die seit dem Götterzeitalter existierende Moral des japanischen Volkes. In dieser Bemühung, den Religionscharakter des Shintō zu leugnen, fanden sie sich in einem Boot mit einigen westlichen Autoren, die, in ihrem judäo-christlichen Weltbild befangen, ebenfalls zweifelten, ob der Shintō als eine Religion angesehen werden könne, da er doch weder einen Religionsstifter noch heilige Schriften oder ein festgeschriebenes Lehrsystem habe.

Folgt man diesen Kriterien, dann muß man fast allen Volksreligionen den

Religionscharakter absprechen. Sinnvoller erscheint es mir hier, der von dem Religionswissenschaftler Gustav Mensching aufgestellten Definition zu folgen, nach der Religion "*erlebnishafte Begegnung mit dem Heiligen und antwortendes Handeln des vom Heiligen bestimmten Menschen*" ist. (a.a.O. S.18) Dieser Definition nach ist auch der Shintō eindeutig eine Religion.

Er ist jedoch - und damit bin ich bei dem zweiten mir wichtig erscheinenden Punkt - darüber hinaus zweifellos auch eine Lebensform, ein System von Verhaltensnormen, das die Japaner bis zum heutigen Tage maßgeblich geprägt hat und immer noch prägt. Meines Erachtens wird der Shintō im Westen, auch von der Wissenschaft, allzu oft sträflich unterschätzt. Tatsächlich ist der Shintō, worauf Josef Kreiner schon 1983 (in: *Shintō und das gegenwärtige Japan*, in: Sepp Linhart (Hg.) *Japanische Geistesströmungen*, Wien 1983, S.11-22) hinwies, die wichtigste der großen Geistesströmungen Japans.

Für die von dem Shintō-Theoretiker Kanetomo Yoshida (1435-1511) dem Prinzen Shōtoku (573-621), dem wohl bedeutendsten Kulturheros Japans, zugeschriebene Gedenkschrift, derzufolge der Buddhismus die Blüte und Frucht aller Lehren, der Konfuzianismus ihre Zweige und Blätter, der Shintō jedoch ihre Wurzeln und ihren Stamm darstelle, gilt daher, selbst wenn sie von Yoshida erfunden sein mag, *si non é vero, é ben' trovato*.

Auch wenn diese anderen Lehren nicht, wie Yoshida-Shōtoku weiter schreibt, nur Ableger des Shintō gewesen sind, so bildeten die Wertvorstellungen der heute unter dem Sammelbegriff "Shintō" zusammengefaßten einheimischen Tradition nach Kreiner (a.a.O. S.11) doch die Auswahlkriterien, nach denen sie ausgewählt und den Bedürfnissen der Japaner entsprechend angepaßt wurden. Ohne die Kenntnis des Shintō sind der "japanische" Buddhismus und Konfuzianismus daher nur teilweise zu verstehen.

Zu den mit gewissen Vorbehalten als shintōistisch zu bezeichnenden Elementen der japanischen Geisteskultur, ohne die der Wirtschaftsgigant Japan kaum zu verstehen ist, zählen u.a. der fehlende Dualismus (Gottheit, Mensch und Natur bilden eine Einheit; auch vom Menschen gefertigte

Dinge, wie z.B. Maschinen, werden unbefangen als Teil der Natur angesehen); die Diesseitsorientierung (das Leben mit allen seinen Trieben wird grundsätzlich bejaht); der Pragmatismus (ein Interesse an den bei uns in Deutschland so beliebten, oft masochistischen Grundsatzdiskussionen über dogmatisch-ideologische Fragen ist nicht vorhanden) sowie die Erfolgs- und Stammesethik (gut ist, was Erfolg verspricht und dem eigenen Volke nutzt).

All dies macht deutlich, daß der Geist, der Japan in seinem Innersten zusammenhält, auch heute noch wesentlich der Geist des Shintō ist. ■

Dieses Manuskript ist die geringfügig veränderte Zusammenfassung von zwei Vorträgen, die am 26.1. und 9.3.1989 in der OAG (Tōkyō) gehalten und im Münchner japanischen Anzeiger (vol.3, 1992; S.7-28) veröffentlicht wurden. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des iudicium verlags sowie des Herausgebers des Münchner japanischen Anzeigers, Dr. Norbert R. Adami.

Dr. Ulrich Pauly ist Religionswissenschaftler, Japanologe und Volkskundler. Er ist seit 1987 als wissenschaftlicher Referent in der OAG Tōkyō tätig.